

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design

Herausgeber: Hochparterre

Band: 16 (2003)

Heft: 6-7

Rubrik: Fin de chantier

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lager zum Schauen

Das Schaulager ist ein Lagerhaus für die Kunstsammlung der Emanuel-Hoffmann-Stiftung und es steht dort, wo Lagerhäuser stehen: im Niemandsland zwischen Basel und Münchenstein, am Rand des Dreispitz-Areals (HP 1-2/03). Und wie es sich für ein Lagerhaus gehört, ist das Gebäude ein geschlossener Block – fast jedenfalls, denn gegen die Hauptstrasse, wo ein Pförtnerhaus den Eingang markiert, bildet eine weisse Einbuchtung einen Vorplatz und ein Glasband gewährt den Blick ins Innere.

Das Schaulager ist ein Lager zum Schauen. Maja Oeri, die Präsidentin der Stiftung, wollte die 650 Werke umfassende Sammlung nicht einfach in einem klimatisierten Bunker wegschliessen, sondern so lagern, dass Fachleute die Werke betrachten können. Sie entwickelte die Idee des Schaulagers und gründete die Laurenz-Stiftung als dessen Trägerin. Das Haus ist ein Mittelding zwischen Museum und Lagerhaus und so haben Herzog & de Meuron die Aufgabe auch umgesetzt. Vom Lagerhaus inspiriert sind die geschlossenen Fassaden, die gestapelten Geschosse, die lineare Beleuchtung. Doch die Eingangsfront, der über alle Geschosse reichende Luftraum, der makellose Beton und das Eichenparkett machen aus dem Lagerhaus ein – zumindest teilweise – öffentliches Gebäude.

In der Warenbewirtschaftung ist die Produktion just in time üblich und vollautomatische Hochregallager jonglieren Beutelsuppen oder Ersatzscheinwerfer an ihre Plätze – meist hinter Trapezblechfassaden von ihrer Umgebung abgeschirmt. Nicht so im Schaulager, denn hier haben die eingelagerten Kunstwerke ihr Zuhause, das sie höchstens vorübergehend für eine Ausstellung verlassen. Entsprechend haben die Architekten das Gebäude geplant: solide und dauerhaft. Die Außenwände bestehen aus Stampfbeton, dessen Oberfläche aufgekratzt ist und damit die Struktur einer Nagelfluhwand erhält. Der Kies, dessen Struktur zum Vorschein kommt, stammt aus dem Aushub vor Ort. Schmale Fenster durchziehen wie Risse diese rauen Flächen; die Fensterschlüsse werden zu einer Landschaft, die den Ausblick in die trostlose Umgebung überlagert. Doch die dicken Mauern symbolisieren nicht nur die Stabilität des Lagers. Sie vermeiden dank ihrer Masse auch sprunghafte Temperaturschwankungen.

Das Erd- und das Untergeschoss stehen für Wechselausstellungen und für zwei permanente Installationen von Katharina Fritsch und Robert Gober zur Verfügung. Die drei oberen Geschosse sind für die Sammlung der Emanuel-Hoffmann-Stiftung in Zellen unterteilt, in denen die Werke dicht an dicht an den Wänden hängen und auf dem Boden stehen. Im Erdgeschoss gibt es einen Bücherstand und ein kleines Café. Dessen weisse Wände und Decken nehmen die – um ein X-faches vergrösserte – Oberflächenstruktur der Außenwände auf – ein Spiel, das die Architekten auch an den Wänden und Decken des Auditoriums und an den Aussentüren spielen: Sie bestehen aus Paneelen aus Streckmetall, auf die in Frottage-Technik die raue Betonoberfläche übertragen wurde. WH

Schaulager, 2003

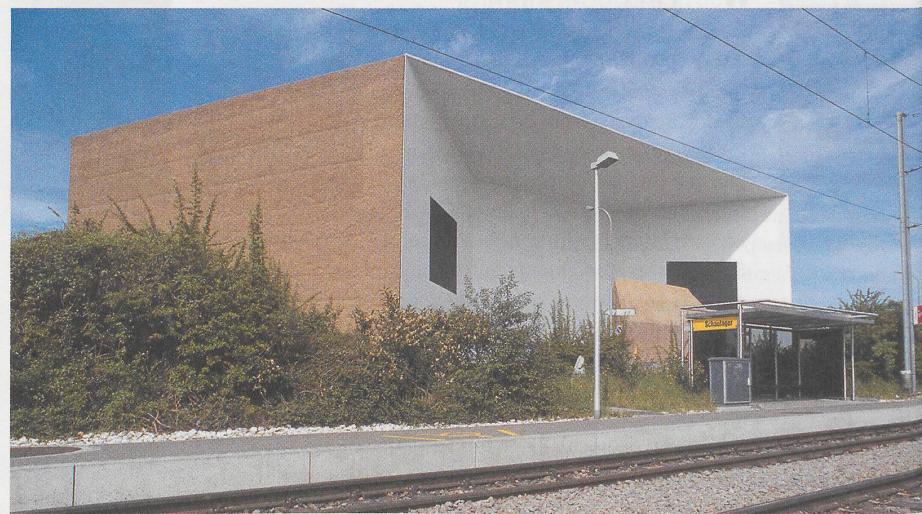
Ruchfeldstrasse 19, Münchenstein (BL)

--> Bauherrschaft: Laurenz-Stiftung, Basel

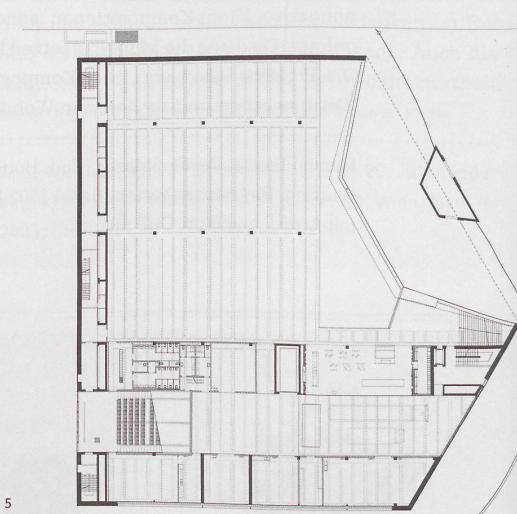
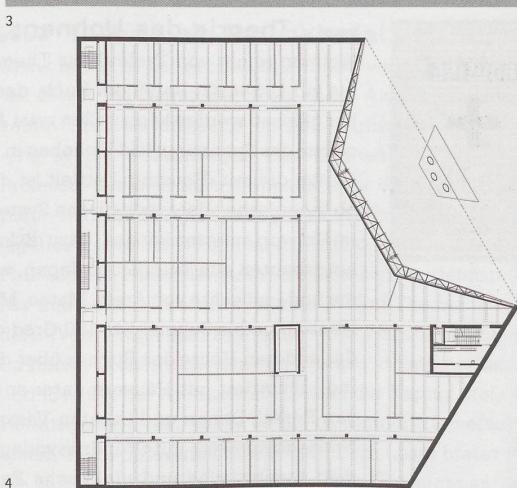
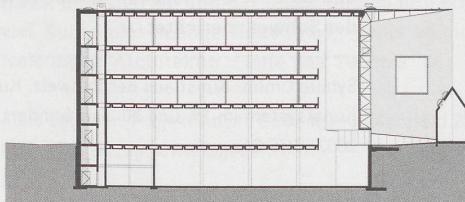
--> Architektur: Herzog & de Meuron, Basel

--> Bauleitung: GSG Projekt Partner, Basel

--> Tragwerkplanung: Zachmann + Pauli Bauingenieure, Basel



1 Gegen die Hauptstrasse und die Tramhaltestelle öffnet sich der Baukörper und zwei grosse LED-Bildschirme funktionieren als virtuelles Schaufenster des Schaulagers. Foto: Adrian Fritschi



2 Der hohe Luftraum bindet die fünf Geschosse zusammen. Während Sonderausstellungen (Dieter Roth, bis 14. September) sind das Erd- und das Untergeschoss der Öffentlichkeit zugänglich. Foto: Ruedi Walti

3 Der Schnitt zeigt das Pförtnerhaus, die Eingangsnische und den Luftraum. Die beiden Ausstellungsgeschosse sind 6 Meter hoch, die Lagergeschosse 4 und 4,8 Meter. Pläne: Herzog & de Meuron

4 Der Grundriss des 3. Obergeschosses zeigt die Zellen für die Kunstwerke. Sie sind nach Gattungen – Holz zu Holz, Leinwand zu Leinwand, Video zu Video – und alphabetisch angelegt.

5 Im Erdgeschoss betreten die Besucher das Areal durch das Pförtnerhaus und blicken durch die Glasfront ins Innere. Hier gibt es den Empfang, den Bücherstand, das Café und das Auditorium.

Nahe dem Gewöhnlichen

In der Basler Vorortgemeinde Allschwil treffen verschiedene Architekturwelten aufeinander. Einfache, in die Jahre gekommene Wohnblöcke stehen kleinbürgerlichen Villen aus den Vierzigerjahren gegenüber. Dazwischen mischen sich Bauten verschiedener Stilrichtungen, die in den letzten dreissig Jahren gebaut wurden und das Ortsbild noch uneinheitlicher machen. Dass es auch anders geht, zeigt ein jüngst hinzugekommener Neubau: Er nimmt die Gegebenheiten des Ortes auf und macht sie zu seiner Qualität. Den Anstrich haben die Architekten der Umgebung abgeschaut: Der graubraune Farnton der Wohnblöcke aus den Fünfzigerjahren. Am neuen Haus, das mit seinem erkerartigen Anbau und dem flach geneigten Walmdach Bezüge zur Villentypologie sucht, wirkt das Graubraun aber nicht schäbig, sondern edel. Die Umrandungen der Fenster in einem noch dunkleren Farbton erinnern zudem an klassische Fenster motive. Was von aussen einer Villa gleicht, entpuppt sich im Innern als Doppel-Einfamilienhaus mit getrennten Außenräumen: Während die Bewohner der einen Haushälfte vom Wohnzimmer aus Zugang zum Gartensitzplatz haben, ist der Grundriss der anderen auf den Kopf gestellt: Das Wohnzimmer und die grosse Terrasse befinden sich im obersten Stockwerk. Ulrike Schettler

Haus Maennel, 2003

Sommergasse, Allschwil

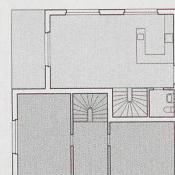
--> Bauherrschaft: Catherine und Urs Maennel, Allschwil

--> Architektur: Kunz und Mösch, Basel

--> Gesamtkosten (BKP 1-9): CHF 1,0 Mio.



1



2

2 Dem Quartier angepasst: Der Neubau in Allschwil gleicht einer schon etwas älteren Villa aus den Vierzigerjahren.

Fotos: Martin Friedli



3

2 Hinter den Fassaden verbirgt sich ein Doppelhaus: Das eine (hellgrau) hat den Hauptraum mit Terrasse im Erdgeschoss, das andere im zweiten Obergeschoss.

3 Auch im Treppenhaus eine traditionelle Architekturnsprache

Jung statt krank

Auch in den Bergen gibt es Brachen, die umgenutzt werden wollen: Wo einst die Schwindsüchtigen auf den Balkonen des *(Kurhauses Albula)* in Davos lagen, hat die Stiftung für Sozialtourismus einen *(Youthpalace)* eingerichtet. In den Korridoren ahnt man noch das Krankenhaus, die Glasarbeiten im Treppenhaus tragen die reiche Baugeschichte der Sanatorien mit. In den öffentlichen Räumen aber ist neue und beschwingte Zeit: Hier haben die Architekten eine lebhafte Welt gediegen eingerichtet: rot, in feinen Abstufungen von dunkel bis lachsfarbig. Weiss leuchten die Fensterrahmen und in Weiss- und Gelbtönen die Lampen. Dunkel stehen die Möbel in der roten Welt: Im Speisesaal zum Beispiel eine Serie Stühle und Tische von Marion Klein aus Chur. Sie sind markant und sie sind bequem. *(Youthpalace)* ist ein Geheimtipp für die, die nicht verlumpen wollen, wenn sie in Davos Ferien machen, auch für ältere Leute und Familien. Die Zimmer auf der Sonnenseite haben Balkone samt Davoser Liegestühle. Und wer die tiefe Ruhe und die himmelweite Aussicht will, soll auf die Terrasse steigen. Es ist eine der prächtigsten in Davos. GA

Youthpalace, 2002

Horlaubenstrasse 27, Davos Dorf

--> Bauherrschaft: Schweiz. Stiftung für Sozialtourismus, Zürich

--> Architektur: Gian Carlo Bosch, Martin Heim, Reto Zindel Architekten, Chur

--> Ausstattung: Marion Klein, Chur; Peter Trachsel, Dalvazza; Matrix Design, Basel

--> Umbaukosten: CHF 3,0 Mio.



1 Farbe ins Haus ist das Merkmal dieser Renovation. Wie es sich gehört, bestimmt auch die Lobby dieses Hotels ein grosses Polstermöbel. Fotos: Schenk & Campell



2

2 Für den Youthpalace lieferte die Möbeldesignerin Marion Klein ihre Holzstühle in Schwarz. In der Mitte trennt das Kunstobjekt von Matrix Design den Speisesaal.

Schützen, nicht trennen

Lärmschutzwände sind Ohrenschmaus und Augengraus in einem. Sie halten den Verkehrslärm ab, aber sie zerteilen auch den Raum in ein Davor und ein Dahinter – es sei denn, sie ziehen sich wie ein überdimensionales, schmutziges Schaufenster den Strassen entlang. In ihrer ganzen Schärfe treten diese Probleme in den Ortschaften auf: Die hohen Wände projizieren das Asphaltband der Strasse in die dritte Dimension und verschmelzen mit ihm zu einem Gebilde, das den Quartiermassstab sprengt. Diese Fragen stellten sich auch Francis Schmutz, als er in der Berner Schosshalde eine Reihenhausiedlung aus den Dreissigerjahren vor dem Lärm des Ostrings schützen sollte. Fünf Meter hoch und transparent sollten die Wände sein, damit der Einblick von der Strasse in die bepflanzten Vorgärten erhalten bleibt und die Bewohnerinnen und Bewohner der Siedlung nicht von der Stadt abgeschnitten werden.

Gelungene Beispiele für diese Aufgabe gibt es kaum. Entweder sind die Glaswände mit horizontalen oder mit vertikalen Streifen bedruckt, in grösserem oder kleinerem Abstand. Darauf hatte Schmutz keine Lust, wie er die Planung schildert. Er wollte vielmehr herausfinden, was in der Bauaufgabe (Lärmschutzwand) noch stecken könnte. In Skizzen schlug er vor, aus der flachen Wand ein räumliches Gebilde zu machen und darin zusätzliche Räume für die angrenzenden Häuser oder vermietbaren Ateliers einzurichten. Zuerst wuchs die Wand im Obergeschoss als Raum über das Trottoir hinaus, dann vergrösserte sich der Bau auch gartenseitig in beiden Geschossen. Für seine Vorschläge erhielt Schmutz zwar Applaus, doch am Ende überwog die Skepsis: Man kann doch nicht über das Trottoir hinausbauen, das zusätzliche Bauvolumen beeinträchtigt die Gärten, und überhaupt ist das alles viel zu teuer.

Aus dem zweigeschossigen, auskragenden Gebäude wurde also wieder eine flache Wand – fast, jedenfalls. Der Architekt hat die dritte Dimension nämlich nicht ganz aufgegeben, denn auch die Wand ist eine mehrschichtige, an einbetonierten Stahlträgern befestigte Konstruktion: Für den akustischen Schutz sorgt eine 5,8 Meter hohe Glaswand. Strassenseitig vorgehängte Lochblechpaneelle mit einem Lochanteil von 30 Prozent bis auf Türhöhe schützen vor zu viel Einblick in die Gärten und sie bewahren im oberen Bereich mit einem Lochanteil von 62 Prozent die Vögel vom Flug ins Glas. Auf der Gartenseite wachsen Pflanzen an Chromstahldrähten in die Höhe und bilden einen grünen Vorhang vor dem Glas. Schiebetore gewährleisten die Zufahrt zu den Häusern. Die Laufschienen der Tore sind markante Horizontalen, die nachts als Lichtband den städtischen Charakter der Wände unterstreichen.

Die Wände am Berner Ostring zeigen: Lärmschutz muss nicht hässlich sein. Doch das Beispiel illustriert auch, dass es engagierte Architekten braucht, um ein gutes Resultat zu erreichen. Wenn die Tiefbauämter einfach «etwas Passendes» aus dem Katalog nehmen, gelingt dies nicht. wh



1 Der Schnitt zeigt den konstruktiven Aufbau der Lärmschutzwand mit der hofseitigen Glaswand, dem davor liegenden Lochblech und der horizontalen Leuchte.

2 So hätte die Wand auch aussehen können: Ein zweigeschossiges Gebäude mit zusätzlichen Räumen.

3 Trotz ihrer im Vergleich zu den Reihenhäusern erdrückenden Dimension, sprengt die Lärmschutzwand dank ihrer Glie-derung den Quartiermassstab nicht.

4 In den Vorgärten bilden Kletterpflanzen bis auf Türhöhe einen grünen Vorhang.

5 Transparenz hat der Architekt nicht einfach mit „Glas“ übersetzt: Lochblech verhindert im unteren Bereich der Wände weitgehend den Einblick in die Gärten, im oberen Bereich wirkt es eher als Vorhang.

Lärmschutzwände, 2001

Ostring 49–71, Bern

--> Bauherrschaft: Stadt Bern, Direktion für Hochbau, Stadtgrün und Energie (Stadtbauten), Christian Lindau

--> Architektur: Francis Schmutz, Bern

--> Ingenieur: Ernst Kissling, Bern

--> Akustik: Gartenmann Engineering, Bern

--> Gesamtkosten: CHF 1,1 Mio.

Licht als Signal

Die Bank Raiffeisen, die bisher in der Bankenmetropole nicht vertreten war, hat 2002 in Zürich zwei Filialen eröffnet. Die eine im ehemaligen Modissahaus am Limmatquai, die andere im Erdgeschoss des Florahauses in Oerlikon. Rudolf Moser und Reinhart Rigling haben die Oerliker Filiale gebaut. Die Bank empfängt ihre Kunden nicht an herkömmlichen Schaltern, sondern an Stehpulten. Die Beratung findet in Kojen mit schulterhohen Wänden statt, aber auch in geschlossenen Zimmern, die jedoch nicht abgeschottet wirken, da Tageslicht durch mattes Glas fällt. Ausserhalb der Öffnungszeiten bleibt der Eingangsbereich für Bancomat-Kunden zugänglich. Von der Abschrankung ist tagsüber nur eine hinterleuchtete Bodenschiene zu sehen. Ein zweites Lichtelement, eine lange, gelborange ausgelichtete Nische, ist von aussen gut sichtbar und wirkt als lockendes Signal. Entlang dem Korpus mit der Nische führt eine Rampe mit sanfter Steigung auf das Niveau des Empfangs, der auch über wenige Stufen erreicht wird. Einbauten aus dunkel gebeizter Eiche bestimmen das Interieur in einem Wechselspiel mit farbigen Lichtelementen. Al

Filialen Raiffeisen-Bank, 2002

Schwamendingerstrasse 10, Zürich-Oerlikon

→ Bauherrschaft: Schweizerischer Verband der Raiffeisenbanken, St. Gallen

→ Architektur: Rudolf Moser (verantwortlich) in Arbeitsgemeinschaft mit Zach + Zünd Architekten, Zürich

→ Innenausbau: Reinhart Rigling, Zürich

→ Baukosten: CHF 3,0 Mio.



1 Ein Lichtwürfel über dem Aussen-Bancosystem markiert die Raiffeisenbank an der Gabelung Schwamendinger-/Schaffhauserstrasse. Foto: Francesca Giovanelli

2 Vier Stufen und eine Rampe führen vom Eingang zu den Stehpulten, an denen die Bank ihre Kunden empfängt. Foto: Rudolf Moser

3 Von der Strasse her fällt durch mattes Glas Licht in die Besprechungszimmer. Foto: Francesca Giovanelli



3

Blumen im Kubus

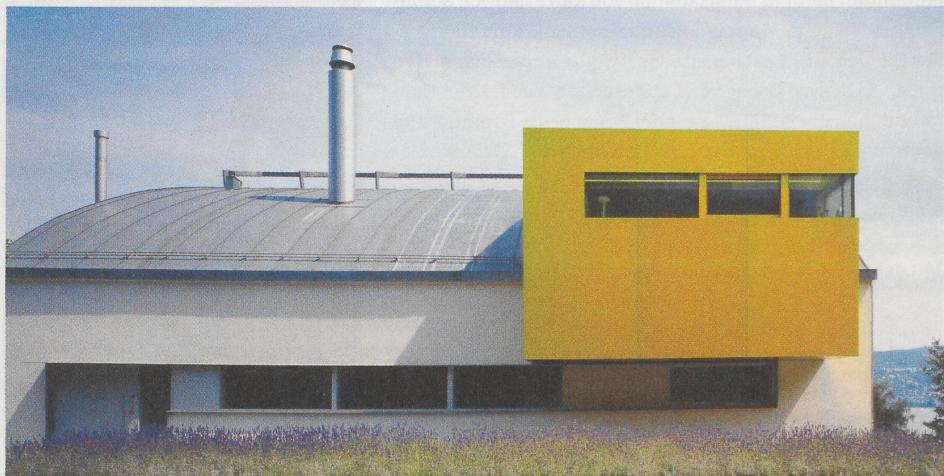
Die Architekten Burkhard & Lüthi haben die Küche eines nüchternen Einfamilienhauses aus den späten Achtzigerjahren in Rüschlikon erweitert: Sie schoben auf der Hangseite einen gelben Metallkubus ins Tonnendach. Untermalt wird die Komposition von dem lila Lavendelrabättli darunter, das zugleich Duftteppich ist. Aussen ist das Aufeinandertreffen des Kubus auf das gebogene Dach das Thema. Im Innern aber soll man die beiden unterschiedlichen Formen nicht mehr spüren. Die Idee, wie die beiden Geometrien miteinander verzahnt werden, ist ungewöhnlich. Zusammen mit dem Designteam Chalet 5 entwickelten Mark Burkhard und Andreas Lüthi deshalb die Idee einer Tapete, die in liegenden Bahnen angebracht wird. Zusammen mit dem Fensterband, das die Architekten auch um die Ecke führen, verbindet sie Tonnendach und Kubus miteinander. Der bronzefarbene Grundton der Tapete nimmt sowohl Bezug auf die metallische Aussenhaut des Kubus wie auch auf die geschliffenen Chromstahlmöbel im Inneren. Der rau schwarze Gussasphalt am Boden bildet den neutralen und doch prägnanten Grund für diese Farbkomposition. Die Blumenmotive auf der Tapete sind horizontal und in Gruppen angeordnet. Man kann sie lesen wie einen Text. Einzelne Rosen sind farblos. Sie lassen das Auge stocken und wirken wie Leerstellen zwischen den Wörtern. Katja Hasche

Küchenanbau, 2001

Alpenstrasse, Rüschlikon

→ Architektur: Burkhard & Lüthi, Zürich

→ Wandgestaltung: Chalet 5, Zürich



Der gelbe Küchenkubus ist hangseitig auf das Wohnhaus aus den Achtzigerjahren aufgesetzt. Foto: Menga von Sprecher

2 Die Blumentapete gibt dem strengen Bau eine romantische Note. Foto: Atelier Fontana



2

Architektur als Polemik

Nationalrat Heinrich Fierz (1813–1877) hatte sich vom mittellosen Bauernknaben zum schwerreichen Kaufmann emporgearbeitet und wünschte sich am Fuss des Zürichbergs ein neues Geschäfts- und Lagerhaus für seinen florierenden Baumwollhandel. Es sollte bei aller Einfachheit *(etwas Rechtes und Erfreuliches)* werden. Weshalb der Geschäftsmann gerade Gottfried Semper als Architekt wählt, ist unklar. Das Raumprogramm umfasste Wohnungen, Büroräume und ein grosses Magazin für Baumwolle. Die Lagerung von Rohbaumwolle ist heikel: Bei grellem Licht wird sie spröde und direkte Sonneneinstrahlung kann gar Brände entfachen. Geschickt löste Semper das knifflige formale Problem, indem er normal belichtete mit spärlich erhellten Räumen kombinierte. Er ordnete an der West- und Ostseite des quadratischen Lagerraums je eine Reihe Büroräume an. Auf der Südseite verhinderte eine Vorhalle mit Loggia den direkten Lichteinfall ins Magazin.

Semper hätte es sich allerdings einfacher machen können, wenn er – wie in früheren Projektvarianten – für die Büroräume und das Lager zwei verschiedene Baukörper vorsehen hätte. Aber er wollte die heterogenen Räume offenbar unbedingt in einen Monolithen hineinpacken. Warum? Semper verstand sich als streitbarer Neuerer der Baukunst. Den Klassizismus, an dem er *(das Magere, Trockene, Scharfe, Charakterlose)* rügte, lehnte er ab. Er tadelte namentlich die Schinkel-Schüler, weil sie die Bedürfnisse einem ästhetischen Schematismus unterordneten und die Umgebung nicht organisch mit einbezogen. Nun steht ein derartiger Bau in unmittelbarer Nähe des fierzschen Grundstücks: Die Kantonsschule von Gustav Albert Wegmann (1812–1858) – ein rigider Monolith und eine fade Kopie der berühmten Berliner Bauakademie von Karl Friedrich Schinkel. Als wollte er Wegmann noch über den Rand des Grabs hinweg eine Lektion erteilen, wählte auch Semper den reinen Kubus als Grundform, ohne jedoch, wie bei der Kantonsschule, die Bedürfnisse, zum Beispiel die Orientierung der Räume, der Form zu opfern, und ohne dem Gelände Gewalt anzutun. So nutzte er das Gefälle, um nordseitig, nach einer schmalen Zäsur durch eine Treppe, das Sockelgeschoss als Waschhaus mit Terrasse weiterzuführen.

Mit dem 1866 fertig gestellten Renaissance-Palazzo bekam Fierz also in der Tat *(etwas Rechtes)*. Aber erhielt er auch *(etwas Erfreuliches)?* Er sei, so behauptete er später, *«in Folge der Unterlassungssünden der Bauleitung in einen endlosen Prozess und Verdruss verwickelt worden»*. Dem Bauunternehmer warf er vor, für die Arbeit zuviel verrechnet zu haben, konnte dies jedoch vor Gericht nicht beweisen, weil Friedrich Walser, Sempers blutjunge Bauführer, kein Baujournal geführt hatte. Um Walser zu einer für ihn günstigen Zeugenaussage zu zwingen, weigerte er sich noch jahrelang, die letzte noch ausstehende Rate des Architektenhonorars, 2944.80 Franken, zu zahlen. Sambal Oelek

Geschäfts- und Lagerhaus, 1866

Zürichbergstrasse 8, 8032 Zürich

--> Bauherrschaft: Henri Fierz, Baumwollhändler

--> Architektur: Gottfried Semper

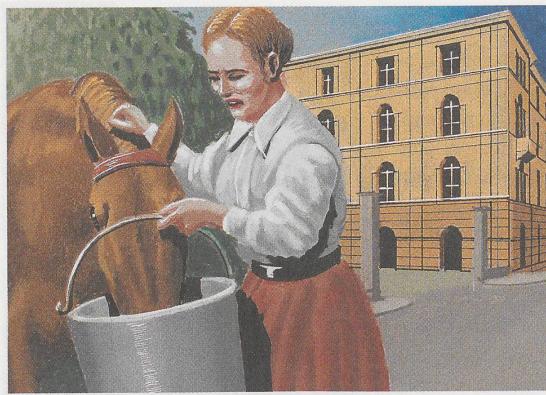
--> Bauleitung: Friedrich Walser (1841–1922)

--> Bauunternehmer: Johannes Fehr, Ingenieur

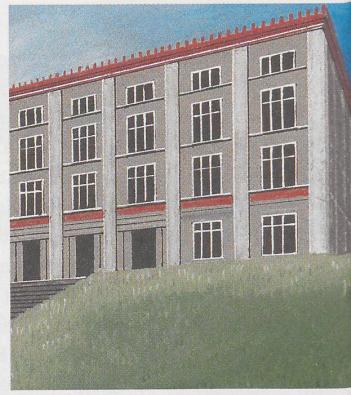
Umbau zum Romanischen Seminar, 2001

--> Bauherrschaft: Kanton Zürich

--> Architekt: Willi Egli



1



2



3

1 Warenlager als Renaissancepalast: Semper's Bau ist eine Polemik ...

2 ... gegen die benachbarte klassizistische Kantonsschule von Gustav Albert Wegmann.

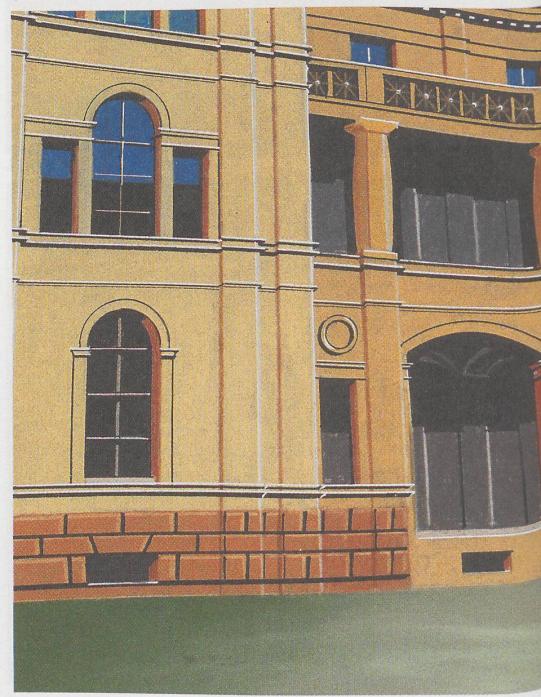
3 Statt sich über den Bau zu freuen, ärgerte sich Henri Fierz über die Kosten.

4 Die Nordwestecke des imposanten Gebäudekubus von Gottfried Semper.

5 Vorhalle und Loggia auf der Südseite als Brise-soleil für die Lagerräume.



4



5

S-förmig über die Schlucht

«Wenn ein Ort spricht, dann ist die konstruktivste Reaktion, ihm zuzuhören und in einen Dialog mit ihm zu treten», schreiben die Neuenburger Architekten Laurent Geninasca und Bernard Delefortrie. Sie hatten die Aufgabe, über die Areuse-Schlucht, einem beliebten Wandergebiet im Neuenburgischen Boudry, eine Brücke zu schlagen. Sie haben dem Ort zugehört: Am einen Ufer, das steil abfällt, ist die Passerelle schmal, am anderen, flacheren und offeneren Ufer weitet sie sich aus. Die als Kastenträger konzipierte 27,5 Meter lange Brücke windet sich s-förmig über die Schlucht. Der Bodenbelag aus Kalkstein führt den Weg kontinuierlich vom Ufer her über die Brücke hinweg. Holzlamellen und Stahlprofile schützen die Wanderer ohne einzuziehen und lassen sie wie durch ein Astwerk über die Passerelle schreiten. Da keine Strasse zur Baustelle führte, hat ein russischer «Tamow»-Helikopter die drei fünf Tonnen schweren Elemente an ihren Platz transportiert – wobei der Pilot auf die Hochspannungsleitung, die senkrecht über den Brückenschlag hinwegführt, Acht geben musste. WH

Passerelle, 2002

Areuse-Schlucht, Boudry (NE)

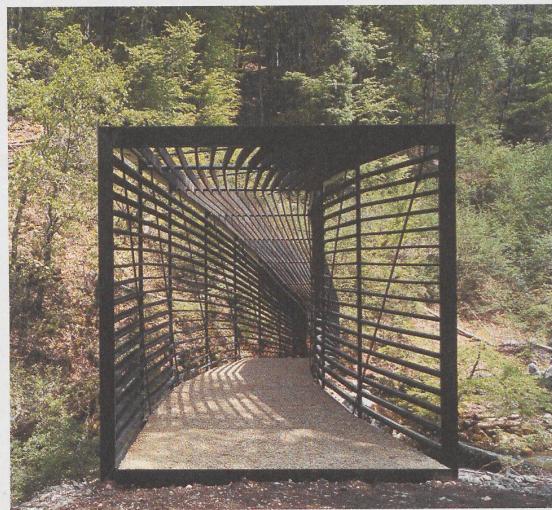
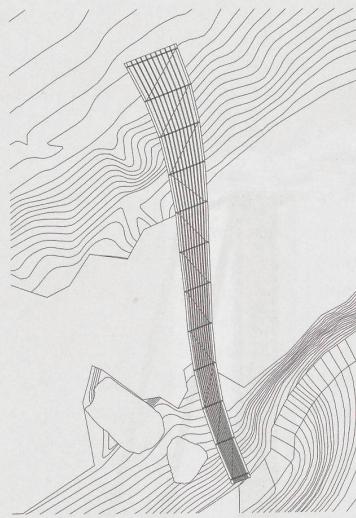
--> Bauherrschaft: Département de la gestion du territoire du canton de Neuchâtel

--> Architektur: Laurent Geninasca, Bernard Delefortrie, Neuenburg

--> Mitarbeit: Christine Perla

--> Ingenieur: Chablais et Poffet, Estavayer

--> Gesamtkosten: CHF 150 000.-



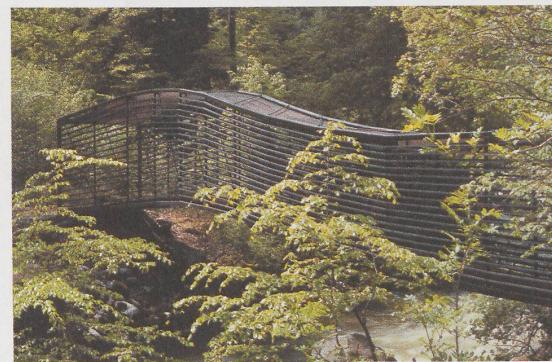
2

Am flacheren Ufer ist die s-förmig geschwungene Brücke breiter, zum steileren Ufer hin verengt sie sich langsam.

2 Der Kalksteinboden führt den Weg kontinuierlich über die Brücke hinweg. Die Holzlamellen und die Stahlprofile machen aus dem zweidimensionalen Weg einen Raum.

Fotos: Thomas Jantscher

3 Dank den geschwungenen Formen fügt sich die Brücke in die Landschaft ein.



Gediegernes Après-Golfen

Der Golfclub von Domat/Ems mit seiner 27-Loch-Golfanlage im Vogelsang sieht sich als «junger und sportlicher» Club. Vor einigen Jahren baute der Club nach Plänen von Andrea Giubbini ein Holzhaus für die Clubinfrastruktur wie Empfang, Sekretariat, Shop und Garderoben. Der gleiche Architekt hat nun auch das Clubhaus entworfen. Der Golfclub wollte kein nobles, protziges Chalet, sondern ein «modernes und zeitgemäßes» Gebäude. Andrea Giubbini entwarf für die Restauration also einen gläsernen Neubau, Karsten Schmidt gestaltete die Innenräume. Unter einem gemeinsamen Dach sind hinter raumhohen Glasfronten das Restaurant, die Bar und der Saal untergebracht, darin eingeschoben die beiden weitgehend geschlossenen roten Kuben von Members-Lounge und Küche. Im Glashaus gehen Restaurant, Bar und Saal fliessend ineinander über, doch die beiden eingeschobenen roten Baukörper und die unterschiedlich gestaltete Decke zonieren diesen grossen Raum. Edle Materialien, gediegenes Mobiliar und eine sorgfältige Beleuchtung sorgen für die dem Golfclub angemessene «stilvolle und angenehme Atmosphäre» – vom Eingang bis zu den Toilettenanlagen im Untergeschoss. WH

Golfclubhaus, 2002

Tuma Lunga, Domat/Ems

--> Bauherrschaft: Golfclub Domat/Ems

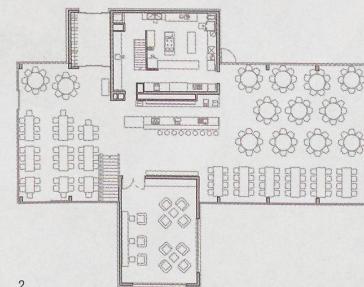
--> Architektur: Giubbini + Partner, Bonaduz

--> Innenarchitektur: IDA Innenarchitektur, Design, Architektur, Karsten Schmidt-Hoensdorf, Zürich

--> Gesamtkosten (BKP 1-9): CHF 3,6 Mio.



1



1 Ein grosses Dach überspannt das Clubhaus; darin eingeschoben sind zwei rote Kuben. Fotos: Andrea Flak

2 Der Grundriss zeigt, wie die Members-Lounge und die Küche den Raum zonieren.

3 Dank der Glasfront ist der Golfplatz auch im Innern des Clubhauses präsent.



3